

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 24

Artikel: Orpheus am Fjord
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640016>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die ist ausgeglichen. Ihre Elemente kehren überall beglückend wieder. Und ihr schönster Ausdruck — ewig wiederkehrend — ist der Wein. Wein ist Arbeit und Laubung, Geschäft und Liebe, Mühe und Lohn, Rede und Antwort, Hoffnung und Schicksal des Landes und der Menschen. Er ist Sorge und Gebet, Tagewerk und Abendtrunkenheit, Glück und Enttäuschung, Ruchternheit und Rausch des Jahres. Weinberg und Weindorf wechseln an den Ufern in endlosen, rühmlichen und geheimnisvollen Namen und ununterbrochener Folge. Alle haben ihre Ehre und Ueberlieferung, ihre wohlbehütete Art, ihren Reiz und ihre Eigentümlichkeit; genau wie die Seebuzen. Walter Schweizer.

Orpheus am Fjord.

Von Stephan Georgi.

„Er ist wieder da!“ riefen sich die Bauern von Lofthus zu, und ein freudig belebender Zug legte sich neu in die kernigen Gesichter, denen man trotz mancher Verwitterung die Spuren feiner Kultur und hoher geistiger Fähigkeiten ansah; denn viele der Hardanger-Bauern entstammten den alten norwegischen Adelsgeschlechtern. Mit diesem Zuruf aber meinten sie nicht den jungen Lenz, der eben begann, seinen Farbkasten über den Hardanger-Fjord auszusüßten, sondern den kleinen, untersehten Mann, der seit einigen Tagen mit flatternden Haaren unten, am Wasser, einherwandelte, mit komisch wirkenden, ungelenteten Säcken von Stein zu Stein sprang, um an einen besonders günstigen Aussichtspunkt zu gelangen und dann, mühsam atmend, wobei die Hände stets die Sacktausschläge festhielten, so eindringlich in die Runde blickte, als wollte er nicht nur die Schneekuppe des ragenden Folgefond, den mächtigen Wasserfall und die hohen Fichtenwälder, vielmehr jede Bergspitze, jedes Wasserzöpfelchen einzeln grüßen.

Edvard Grieg war auf seiner Flucht vor der Welt wieder im stillen Lofthus eingezogen. Hier, in engster Fühlung nur mit Bergen und Wassern, in diesem still-verschwiegenen Prachtbereich seines über alles geliebten Vaterlandes fand er Sammlung und Arbeitsruhe; hier sang er, als Orpheus am Fjord, seine Lieder den Tieren und Steinen zu. Dicht über dem Wasser, auf halber Höhe des Felsens, stand eine primitive Holzhütte, deren einziger Raum kaum mehr enthielt als Stuhl, Tischchen und den kostbaren Erard-Flügel. Das war die Werkstatt Griegscher Melodien. Völlige Einsamkeit, weite Naturruhe ringsum; denn die dem Komponisten in liebender Wertschätzung treu ergebenen Bauern wußten es trefflich anzustellen, neugierige Fremde von der Hütte am Abhang fernzuhalten.

Ein beschwerlicher Weg über steinige Hügel und Geröll war es bis zu jener Landzunge, deren Spitze einen weithin großartigen Anblick bot. Dort ließ sich Grieg auf einem moosigen Stein nieder und saß fast reglos Stunde um Stunde, sich seinem unversiegbaren Hang zum Träumen hingebend. Er merkte nicht, wie die Zeit verran; murrend und schäumend umspielte das Wasser die Felsblöcke, noch sprangen da und dort Fische aus ihrem Element empor, dann glitt die Sonne hinter die Berge, Nebel wallten auf und hüllten die Gegend in feinstes Grau; heimlich Flüstern und Raunen unsichtbarer Trolle und Wassergeister nur noch.

Nach und frierend kam Grieg abends ins Dorf. Am nächsten Tage lag er fiebernd im Bett. Eine quälende Angst befiel ihn. Er wußte, wie sehr in sich seit seiner Krankheit damals in Leipzig, die ihm nur noch einen brauchbaren Lungenflügel gelassen hatte, vor einem Rückfall hüten, sich aufs äußerste schonen mußte. Es war nicht Furcht vor dem Tode, sondern Angst davor, mit seinem Schaffen aufhören zu müssen, abschließen zu müssen, bevor er von selbst am Ende war. Diese Angst saß seit Leipzig immer in ihm, machte ihn still und scheu.

Aufhören müssen? Grieg wischte sich den Schweiß von der Stirn. Aufhören? Jetzt, wo er mühsam die Höhe erklimmen hatte? Er sah den Knaben Edvard vor sich, den Schüler Grieg, der so gern einmal die Schule schwänzte, der dann eines Tages mit stolz geschwellter Brust in seiner Bank saß, als ein Mitschüler meldete: „Herr Lehrer, der Grieg hat etwas mitgebracht. Er hat etwas komponiert.“ Und als der Lehrer das Heft aufschlug, las er: Variationen über eine deutsche Melodie für das Klavier, von Edvard Grieg. Opus I. Aber der Lehrer hatte den Knaben beim Ohr genommen, geschimpft und ihm eingeschärft, solchen Unfug zu lassen und sich lieber um die mangelhaften Schularbeiten zu kümmern. Doch der junge Edvard hatte den „Unfug“ nicht gelassen, und als der große norwegische Geiger Ole Bull das aus der Latenz hervorbrechende Talent des Knaben erkannte, ging es zum Studium nach Leipzig. Trockene Jahre mit der steten Sehnsucht nach der Heimat, nach den Fjorden Norwegens. Dann kamen die ersten Werke, die in die Öffentlichkeit gelangten; kam die fördernde, erhebende Freundschaft mit Richard Nordraak, dem Lebensvollen, Selbstbewußten. Ja — dann kam Nina Hagerup, die blonde Cousine. Das war ein harter Kampf. Mit einem neuen Lied war er zu ihr gegangen, das trug den Titel: Ich liebe dich ... Und Ninas Mutter, die ehemals gefeierte Schauspielerin, erhob ein wehrendes Lamento: „Das arme Kind! Ein Künstler! Ein Musiker! Er ist nichts und hat nichts und macht eine Musik, die niemand hören will.“ Edwards und Ninas Entschluß aber war stärker als Frau Hagerups Bedenken. Und war er wirklich nichts? Machte er wirklich eine Musik, die niemand hören wollte? Franz Liszt rief ihn zu sich; in Rom lernte er den Vielvergötterten kennen, den Künstler aus aller Welt umschwärmten und schöne Frauen umdrängten, um den Saum seines Abbe-Mantels zu berühren. Ueberschwang der Anerkennung, beflügelnder Ansporn! Seinen Landsmann, den düsteren Weltverächter Ibsen lernte er dort kennen; Björnson, der machtvolle Bolterer war Freund und Mitstreiter geworden. Nun ging's dem gemeinsamen Ziel entgegen: der vernachlässigten norwegischen Kunst den nationalen Charakter zu verleihen. Es ging aufwärts. Sechzehn Aufführungen allein in Christiania erlebte der „Peer Gynt“. Das war mehr als Dichter und Komponist erwartet hatten. Jetzt griff bereits das Ausland danach. Ibsen! Welche Größe in seinem Werk! Aber wie fern stand dem Philanthropen Grieg der verbissene Menschenfeind Ibsen. Nein, bei aller Hochschätzung voreinander, da gab es keine Brücke, würde es nie eine geben können. Welch ein Zustand, daß zwei Männer, die ein hohes Werk gemeinsam schufen, sich innerlich völlig fremd blieben, sich kaum die Hand reichten, wenn sie sich auf der Straße begegneten, ein paar läppiße Höflichkeitsworte hervorbrachten und sich grußlos trennten.

Der Kranke saß vom Fenster in die ersten zarten Frühlingsfarben hinaus. Er hüftelte, und wieder bemächtigte sich seiner eine schale Resignation. Die schleichende, zermürbende Krankheit. Einmal wird sie ihn doch fassen. Einmal? Vielleicht schon diesmal; vielleicht schon ...

Minutenlang starrte er vor sich hin. Dann griff er zu dem Heft, das die Gedichte des einfachen Bauern Binje enthielt. Da war eines dabei: Lekter Frühling.

Weißer Apfelblüten schaukelten vor dem Fenster. Der Kranke achtete nicht mehr darauf; er schrieb, reißte Notizen an Notizen.

Als wenige Tage später Nina Grieg in Lofthus eintraf, konnte ihr der Arzt schon beruhigend mitteilen, daß keine Gefahr mehr bestünde. Eine glücklich überwundene Erkältung; auch von der Nervenüberreizung würde er sich hier in den Bergen bald erholen.

Unter Ninas liebevoll sorgfältiger Pflege erholte sich der Kranke überraschend schnell. Nach einer weiteren Woche

konnte er bereits das Haus verlassen. Sein erster Gang war zur Hütte am Abhang. Die eingehüllt, mit breitkrämpigem Schlapphut, Gummischuhen und Regenschirm machte er sich dorthin auf den Weg und — fand den Platz leer.

Die besorgten Lofthuser Bauern hatten sich der schweren Mühe unterzogen, die Hütte mitsamt dem Flügel den Abhang hinunter zu transportieren und sie in einer stillen Bucht aufzustellen, wo es lauer und windstill war. Dort warteten sie mit Frauen und Kindern auf ihn.

Dank und Freude in seinen hellblauen Augen, setzte sich Grieg an den Flügel und spielte so mitreißend einen nordischen Tanz, daß es nicht lange dauerte, bis sich ringsum die Paare drehten.

Dann holte er ein sauberlich geschriebenes Manuskript aus der Tasche und reichte es seiner Frau. „Magst du singen?“ Sie nickte und sang zu seiner Begleitung das jüngst entstandene Lied: *Lezter Frühling*.

Ganz still war es ringsum geworden, als die beiden geendet hatten. Nina strich ihrem Manne leise über das Haar, und die Bauern wischten sich mit den Rockärmeln über die Augen. —

Mehr als dreißig Jahre später erst erlebte der Sänger vom Fjord seinen letzten Frühling. Die Urne mit seiner Asche wurde in einer wellenumspülten Felshöhle unweit seines naturprächtigen Besitzums Trolldhaugen beigelegt.

Noch heute entblößen die Fischer ehrfürchtig das Haupt, wenn sie mit ihren Booten an jener Felshöhlung vorbeikommen, dessen verschließender Steinblock die Inschrift Edward Grieg trägt.

Kinder, Blumen und Tiere.

(Streifzug in die Naturschutzreservaton an der Reuss im Kanton Aargau.)

Von Ch. Beaujon.

Der schwarze Mann von Wohlen, eine Sagengestalt, die auf einer alten Eiche hockt, mag unserm Auto erstaunt nachgeschaut haben, wie wir Richtung Kloster Hermetswil davongefahren sind. In jungem, lichthem Grün steht der Wald — ein Reh kreuzt den Weg — auf einer Anhöhe schimmert hell ein Lusthäuschen durch die Bäume — ein Hase hockt im niedern Gras und streckt seine braunen Löffel in die Luft. Reste von Nebmauern verwittern an der Straße, die durchs Moorental geht, und dort durch den Reidwald zieht sich eine römische Mauer, die einst zwei ausgedehnte Güter voneinander trennte. Wir folgen dem Gang, der Weg führt hinunter ins Tal der Reuß, und nun sind wir mitten in der Reservaton, im Riedland angelangt, das von stillen Wassern durchzogen ist. Baumgruppen beleben das Bild der flachen Wiesen — Birken und Kottannen strecken ihre Nester in den grauen Frühlingstag hinein — Weiden, Weiß- und Rotdornbüsche ducken sich fröstelnd, und in Baumwipfeln wiegen leicht sich die dunkeln, kugelförmigen Elsternester im Wind. Zwei Wildenten wässern rauschend ab — in einem Lämpel liegen ölige Seerosenblätter auf dem schwarzen Wasser. In einer drollig geformten Stodweide entdecken wir ein Loch, das Höhlenbrütern als Bruststätte dient, und dort nisten Meisen — der Wiedehopf ist ein seltener Gast, aber er ist auch da — und im Gras raschelt die rundliche Riedschnecke.

An einem knorrigen Eichstamm leuchtet die grüne Tafel des Schweizer. Naturschutzbundes, geschmückt mit dem weißen Kreuz auf rotem Grund. Wir sind hier in einem Naturschutzgebiet von 5 Kilometern Länge und 50 bis 500 Metern Breite. Wild ziehen die Wasser der Reuß dahin und zupfen und reißen an der Quersachverbauung herum — in weitem Bogen strömt der Fluß dort hinunter, wo bewaldete Höhenzüge den Horizont abgrenzen.

Ein Vogel läßt sich hören — wie Indianer auf dem Kriegspfad schleichen wir heran und entdecken bald den Weidenlaubvogel, den unverwüßlichen Optimisten, der fröhlich singt bei Regenwetter und Sonnenschein! Grünspecht und Buntspecht hausen in diesem geschützten Eldorado. Auch der zierliche Zaunkönig ist da — der kleine, lebhafteste Vogel scheint nicht an Nervosität zu leiden, denn ruhig bleibt er auf seinem Nestchen hocken und ruhig brütet er weiter, auch wenn die unruhigen Menschen in nächster Nähe rumoren. Und ein Feinschmecker ist er auch, der kleine Herr im braunen Fräcklein: er nährt sich von knusperigen Spinnen und saftigen Blattläuslein. Ein Specht pfeift — das Djudjudju des Fitislaubvogels übertönt spitz das Rascheln der Blätter. Rehe, Hasen und Füchse statten diesen Regionen gern einen Besuch ab, und sogar der schwarzbraune Milan horstet in dieser Gegend.

Die Wasser der „Stillen Reuß“ widerspiegeln das feine Geäst der Bäume — muntere Bläshühner tummeln sich. —

Der Schweizer. Naturschutzbund hat hier eine ideal gelegene Reservaton geschaffen. Tier- und Pflanzenwelt werden sich ungehemmt entfalten — und wie werden die Buben und Mädchen sich freuen, wenn sie unter kundiger Leitung Leben und Treiben, Wachsen und Blühen beobachten und sich nach Herzenslust in diesem kleinen Urwaldparadies herumtollen können — denn hauptsächlich für die Belehrung der Schuljugend hat der Naturschutzbund dieses Gebiet im Dreieck Lunzhofen-Tonen-Röttenschwil bestimmt.

Vor uns breitet sich die herrliche Landschaft aus — Silberstein liegt auf den stillen Wassern — dunkel stehen die sonderbaren Formen der Weiden auf dem hellgrünen Grund der Matten — an einer Hügellehne leuchtet blendendweiß ein Kirchturm — ein hochbeladener Heuwagen fährt vorbei — Glocken läuten in den aufhellenden Tag hinein — — und über dem ganzen Riedland schimmert das duftige, weiche Blau der blühenden Iris sibirica.

Rundschau.

Französische Offensive.

In nächster Zeit soll der französische Außenminister Barthou nach London reisen; der Zweck der Reise bleibt derselbe, den all die vorangegangenen Besuche Barthous hatten und dem auch die lebhafteste Tätigkeit Frankreichs in Genf diente. Frankreich ist aktiv geworden und spielt die Partie, welche man um die Wende des 20. Jahrhunderts spielte. Es geht um die „Einkreisung Deutschlands“.

Genau so wie damals scheint England derjenige Staat zu sein, der sich nicht ohne weiteres ins System Frankreichs einfügen will, um dann doch im entscheidenden Moment für Frankreich-Belgien einzustehen und von Deutschland verwünscht zu werden: „Gott strafe England!“ England hat in Genf der Versuchung Frankreichs zur energischen Wendung gegen Deutschland widerstanden, hat aber in seinem Egoismus auch das nicht zustande gebracht, was Frankreich nachgiebiger gestimmt hätte: Es hat sich nicht verpflichtet können, einem Garantiebündnis gegen jeglichen Friedensbrecher beizutreten. Barthou reißt also nach London, um zu versuchen, dort das zu erreichen, was in Genf nicht erreicht wurde. Die Abrüstungskonferenz, für Frankreich nur wichtig als „Einkreisungskonferenz“, rettete sich noch einmal durch Vertagung, dauert aber weiter, nur daß die Verhandlungen in verschiedene Hauptstädte verlegt werden.